

EDUARD RHEIN – Biographische Annäherung von Dr. Gottfried Lorenz

Wer kennt heute noch Eduard Rhein? – Rhein war Jahrgang 1900 und lebte nach dem zweiten Weltkrieg viele Jahre in Hamburg. Zu seiner Zeit war er eine richtige „Hamburger Berühmtheit“. Er war Musiker, Ingenieur, Buchautor, Inhaber zahlreicher Patente, hatte das Schrifffüllverfahren für Langspielplatten entwickelt und war dadurch zum mehrfachen Millionär geworden. Besonders bekannt gemacht hat Rhein, dass er die Programmzeitschrift „Hör zu“ gründete und fast zwanzig Jahre deren Chefredakteur war. Hier popularisierte er die „Mecki“-Figur, den Igel, von dem sich auch die Meckifrisur ableitet.

Seine Hamburger Residenz lag an der Außenalster: Schöne Aussicht Nr. 28.

Alles, womit er sich beschäftigte, schien ihm zu gelingen; soweit seine öffentliche Seite. Die andere Seite im Leben von Eduard Rhein beinhaltete Brüche, Enttäuschungen und – vor allem – ein lebenslanges Verschweigen seiner Homosexualität.

1964 kommt es zum Rausschmiss bei der „Hör zu“. Konzeptionelle Meinungsverschiedenheiten mit seinem Verleger Axel Springer führten dazu. Er muss seinen Stuhl als Chefredakteur räumen. Für einen durchsetzungsstarken und befehlsgewohnten Mann wie ihn eine schwere Niederlage, die er nie überwunden hat.

Auch in seiner nachberuflichen Lebensphase blieb Eduard Rhein nicht untätig. So gründete er die finanziell großzügig ausgestattete Eduard-Rhein-Stiftung zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung, der Bildung, Erziehung, Kunst und Kultur mit hoch dotierten jährlich zu verleihenden Preisen, u. a. einem Technologiepreis für Innovationen im Bereich der Informationstechnik.

Rhein intensivierte seine schriftstellerische Tätigkeit unter eigenem Namen, vor allem aber auch als Claude Borell. Unter diesem Pseudonym setzte er sich intensiv mit dem Thema Homosexualität auseinander. Vier Bände mit den Untertiteln *Erotische Novellen aus der Welt der anderen* bzw. *Ein Roman und sechs Geschichten aus der Welt der Anderen* veröffentlicht Rhein zwischen 1979 und 1981 im Münchner Goldmann Taschenbuch-Verlag. Rhein, auch hier wie meistens am Puls der Zeit, füllte mit seinen Texten die Lücke zwischen literarisch anspruchsvollen Romanen zum Thema Homosexualität und den immer zahlreicher erscheinenden pornographischen Schnellschüssen. Rheins Novellen und Erzählungen wirken vielfach konstruiert und sind oft trivial; sie greifen aber Themen auf, die im gesamten 20. Jahrhundert für Homosexuelle bestimmend waren: Verfolgung, Erpressung, Vereinsamung, Selbstmord. Häufig geht es um Strichjungen, um Tabuthemen wie Homosexualität im Alter und um hässliche oder kriegsversehrte homosexuelle Männer. Rheins „homosexuelle“ Texte vermögen bisweilen heute noch anzurühren. Vor allem aber sind sie Zeitdokumente. Und sie sind der Versuch ihres Autors, sich etwas von der Seele zu schreiben, was er üblicherweise hinter einer geschäftigen und prächtig wirkenden Fassade zu verbergen suchte.

1990 erschien seine Autobiographie *Ein Jahrhundertmann*. So interessant sie auch ist, seine Homosexualität versuchte Eduard Rhein allerdings auch darin sorgfältig zu

verschleiern. Will Thede, Rheins 1973 verstorbener langjähriger Lebenspartner, kommt in diesem Buch nur als einer der vielen engeren Bekannten vor.

1993 starb Eduard Rhein in Cannes.

Öffentliche Ehrungen gab es für den Jahrhundertmann viele, auch in Hamburg. 2004 erfolgte die Benennung von etwa 150 Metern Alsterufer zwischen Schwanenwik und Schöner Aussicht in Eduard-Rhein-Ufer. Es ist anzunehmen, dass ihn als erfolgsgewohntem Menschen dies weder überrascht noch sonderlich gefreut hätte – er hätte diese Ehrung, für die sich Freunde eingesetzt hatten, vermutlich als selbstverständlich betrachtet; vielleicht aber hätte er sich auch darüber geärgert, dass es nur 150 Meter sind, die ihm gewidmet wurden und seinen Namen tragen.

Aus: „Homosexuelle NS-Opfer nach 1945“, Sonderveranstaltung im Rahmen der Ausstellung „Neue Anfänge nach 1945? Wie die Landeskirchen Nordelbiens mit ihrer NS-Vergangenheit umgingen“ am 18.2.2016 in der Hauptkirche St. Jacobi, Hamburg.

Autor: Dr. Gottfried Lorenz

FRITZ VALENTIN – Biographische Annäherung von Dr. Gottfried Lorenz

Solange in Deutschland homosexuelle Handlungen nach § 175 des Strafgesetzbuches verfolgt wurden, gab es in der Zivilgesellschaft auch Widerstand dagegen. Getragen wurde dieser von Intellektuellen, Künstlern und Schriftstellern, von Ärzten, aber auch von Juristen. Sie vertraten den Standpunkt, dass durch einvernehmliche Handlungen unter erwachsenen Männern niemand geschädigt und keine Rechtsnorm verletzt werden; und, dass sexuelle Übergriffe gegen Minderjährige oder sexuelle Handlungen unter Gewaltanwendung nach anderen Strafrechtsbestimmungen geahndet werden.

Nach dem Zweiten Weltkrieg waren es in Hamburg gerade auch Juristen, die sich nachdrücklich für die Aufhebung des § 175 einsetzten, zumindest aber für eine Modifizierung. Bei diesen Juristen handelte es sich um Männer, die 1933 aus ihrem Amt gejagt worden waren, und um rassistisch Verfolgte, denen die Emigration gelungen war, genauso wie um ehemalige Mitglieder der NSDAP und um frühere SS-Angehörige. Sie arbeiteten nach 1945 in der Evangelischen Akademie der Evangelisch-Lutherischen Kirche im Hamburgischen Staate und innerhalb der Reformierten Kirche der Hansestadt allem Anschein nach reibungslos zusammen, publizierten Literatur zur Reform des Sonderstrafrechts gegen Homosexuelle und wandten sich in Petitionen an den Bundestag und die Bundesregierung.

Fritz Valentin war einer dieser Hamburger Juristen. Geboren 1897, war der evangelische Christ jüdischer Herkunft seit 1925 im Hamburger Justizdienst als Staatsanwalt und später als Richter tätig. Als ehemaliger Frontkämpfer und Inhaber militärischer Auszeichnungen wurde Valentin nicht schon 1933 entlassen, sondern erst im Dezember 1934 auf Grund des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ in den Ruhestand versetzt. Valentin protestierte dagegen. Danach wurde ihm auf Intervention des Präsidenten des Hanseatischen Oberlandesgerichts Dr. Carl Rothenberger die Zulassung als Rechtsanwalt verweigert.

Valentin emigrierte im August 1939 mit seiner Familie nach Großbritannien. Bereits 1946 kehrte er nach Hamburg zurück und erlangte von der Besatzungsmacht die Wiederzulassung als Richter. Er wurde Landgerichtsdirektor und in den folgenden Jahren Vorsitzender des Schwurgerichts und Senatspräsident beim Hanseatischen Oberlandesgericht. 1964 wurde er pensioniert und starb 1984.

Valentin engagierte sich ehrenamtlich beim Aufbau der Bewährungshilfe für Erwachsene in der Evangelischen Landeskirche und der Evangelischen Akademie in Hamburg. Er war zudem ein passionierter Barlach-Sammler; seine Kunstsammlung befindet sich im Barlachhaus in Wedel.

Und Fritz Valentin ist – zusammen mit zwei Kollegen – das sogenannte *3-Mark-Urteil* des Landgerichts Hamburg vom 22. Juni 1951 zu verdanken. In dem Verfahren ging es um zwei Männer, die wegen gleichgeschlechtlicher Handlungen vom Amtsgericht Blankenese zu je acht Monaten Gefängnis verurteilt worden waren und daraufhin Berufung eingelegt hatten. Das Oberlandesgericht Hamburg entschied unter seinem Vorsitzenden Fritz Valentin die niedrigst mögliche Freiheitsstrafe, nämlich einen Tag Gefängnis, umgerechnet in einen Tagessatz von 3,- DM. In der Urteilsbegründung hieß es: „Die Tatsache, daß die Angeklagten mit mehreren Männern homosexuellen Verkehr gepflogen haben und die Art und Weise dieses Verkehrs [kann] strafrechtlich ebenso wenig relevant sein wie der heterosexuelle Verkehr“.

Dieses Urteil sorgte in Homosexuellenkreisen bundesweit für Hoffnung. Doch Valentins Urteilsbegründung sollte erst 18 Jahre später in Ansätzen, vollständig erst 1994 mit der Abschaffung des § 175 Gesetzkraft erlangen.

Aus: „Homosexuelle NS-Opfer nach 1945“, Sonderveranstaltung im Rahmen der Ausstellung „Neue Anfänge nach 1945? Wie die Landeskirchen Nordelbiens mit ihrer NS-Vergangenheit umgingen“ am 18.2.2016 in der Hauptkirche St. Jacobi, Hamburg.

Autor: Dr. Gottfried Lorenz

INGRID LIERMANN – Biographische Annäherung von Ulf Bollmann

Lesbische Frauen waren nicht nur im Nationalsozialismus, sondern auch in der frühen Bundesrepublik bis zum Beginn der Frauenemanzipation in die 1970er-Jahre hinein nahezu unsichtbar. Und wurden sie doch einmal „enttarnt“, waren sie trotz fehlender Strafparagrafen von Diskriminierung und Ausgrenzung bedroht und – wenn auch selten – von Kriminalisierung betroffen. Ihrer Treffpunkte wurden ebenso wie die der schwulen Männer überwacht, ihre Zeitschriften verboten und ihre Bücher zensiert.

Das vorherrschende konservative Familienbild der Nachkriegszeit definierte Ehe und Familie als einzig rechtmäßige Form des Zusammenlebens. Bereits das Tragen langer Hosen bedeutete für Frauen schon einen Ausbruch aus der damals noch selbstverständlichen heteronormativen Geschlechterrolle.

So verwundert es nicht, dass bis in die 1960er-Jahre hinein auch die Ausweitung des Strafrechtsparagrafen 175 auf lesbische Liebe diskutiert wurde. Eine zum Glück sich parallel formierende starke Lobby der Befürworter einer Reform bzw. der Abschaffung des „Schwulenparagrafen“ konnte dies jedoch verhindern.

Das bewegte und bewegende Leben der engagierten und kämpferischen Lesbe Ingrid Liermann bietet beispielhaft alle Facetten eines lesbischen Schicksals in Deutschland von der Verfolgung während der letzten Kriegsjahre, über den arbeitsintensiven Aufbruch nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs bis hin zur erfolgreichen Emanzipation als Besitzerin eines weit über die Grenzen Hamburgs hinaus bekannten Lesbenlokals.

Ingrid Liermann wurde 1926 als uneheliche Tochter eines Dienstmädchens in Hamburg geboren und wuchs am Hopfenmarkt in der Altstadt auf. Ihre Mutter verlor wegen der Schwangerschaft ihre Arbeit, da ihr Dienstherr der Erzeuger des Kindes war. Weil ihre Mutter alleinerziehend war, wurde ihr durch das Jugendamt ein Vormund zugeteilt. Damit unterstand sie während der NS-Zeit der Sammelpflegschaft der berüchtigten, leitenden Fürsorgebeamtin Dr. Käthe Petersen.

Als „schwererziehbar“ stigmatisiert, wurde Ingrid Liermann in verschiedene Heime gesperrt. Nach wiederholter Flucht aus den Anstalten Farmsen und Feuerbergstraße wurde sie in Farmsen für 14 Tage in Dunkelhaft gesperrt und erlitt einen psychischen Zusammenbruch. 1944 folgten Zwangsarbeit und für 56 Tage sogar die Einweisung in das „Arbeitserziehungslager“ der Hamburger Gestapo in Wilhelmsburg. Hier herrschten Bedingungen, die für die Betroffenen keinen Unterschied zu den in der Nähe befindlichen Außenlagern des KZ Neuengamme machten. Zeitgleich wurde sie wegen „moralischen Schwachsinn“ entmündigt. Ihrer drohenden Zwangssterilisation entkam sie nur durch den Einmarsch der britischen Truppen in Hamburg am 3. Mai 1945.

In den 1950er-Jahren arbeitete sie als Kellnerin, u. a. in dem 1950 in der Thälmann-, der heutigen Budapester Straße zunächst zur Tarnung als Konditorei eröffneten Lesbenlokal „Ika-Stuben“, das sie 1963 als Inhaberin übernahm. Noch in den 1960er-Jahren engagierte sie zum Schutz ihrer Stammgäste für einen Fernsehbeitrag über Lesben einige Prostituierte als Gäste-Statisten. Im Alter von 54 Jahren übergab sie das Lokal einer Nachfolgerin. Als anerkanntes NS-Opfer erhielt Ingrid Liermann eine Rente von 150 Euro im Monat. Sie lebte bis zu ihrem Tod 2010 in einer Senioren-Wohnanlage am Zirkusweg auf St. Pauli. Über ihr Privatleben lässt sich bezeichnender Weise wenig sagen.

Aus: „Homosexuelle NS-Opfer nach 1945“, Sonderveranstaltung im Rahmen der Ausstellung „Neue Anfänge nach 1945? Wie die Landeskirchen Nordelbiens mit ihrer NS-Vergangenheit umgingen“ am 18.2.2016 in der Hauptkirche St. Jacobi, Hamburg.

Autor: Ulf Bollmann

KLAUS TUCHEL – Biographische Annäherung von Dr. Gottfried Lorenz

Sprecher 1

Das Verhältnis zwischen gleichgeschlechtlich begehrenden Menschen und den Kirchen war lange Zeit spannungsgeladen – und ist es vielfach noch heute –, weil die Religionsgemeinschaften Homosexualität als schweren Verstoß gegen die göttliche Ordnung sahen, der nicht toleriert, geschweige denn akzeptiert werden durfte. Viele Christinnen und Christen, denen es oft erst nach langer innerer Auseinandersetzung gelungen war, ihre sexuelle Veranlagung anzunehmen, entfremdeten sich ihrer Kirche und ihres christlichen Glaubens. So wie der Hamburger Pastor Klaus Tuchel.

Sprecher 2

Geboren wurde er 1927 in Danzig. Sein Vater war Kriminalbeamter. Sechs Tage nach der Geburt wurde Klaus Tuchel getauft. Dies war seine für lange Zeit wohl letzte intensivere Berührung mit der Kirche. Stattdessen genoss er wahrscheinlich eine nationalsozialistische Erziehung. 1937 wechselte der begabte Junge von der Volksschule in Danzig an die NS-Kaderschmiede, die Nationalpolitische Erziehungsanstalt Köslin in Pommern. Unterbrochen von einem Jahr „Marinehelfer in militärischem Einsatz“, bestand Tuchel im März 1944 das Abitur mit hervorragendem Ergebnis. Nach einem Vierteljahr Reichsarbeitsdienst wurde er im August 1944 zur Waffen-SS eingezogen, im Januar 1945 verwundet und wenige Wochen nach Kriegsende aus der Gefangenschaft entlassen.

Sprecher 1

Nach dem Krieg - ein Neuanfang; von 1945 bis 1947 absolvierte er erfolgreich im Kreis Stormarn eine Landwirtschaftslehre. Von 1948 bis 1952 studierte Klaus Tuchel Theologie und Philosophie an der Kirchlichen Hochschule Hamburg und an der Universität in Münster, wo er sich als Vierundzwanzigjähriger am 17. Juni 1951 konfirmieren ließ. Nach seinem ersten und zweiten theologischen Examen wurde er 1955 in der Hamburger Hauptkirche St. Petri ordiniert. 1956 promoviert er an der Universität Münster zum Doktor der Theologie und wurde als „Pastor der Landeskirche“ mit der „Wahrnehmung der Pfarrstelle von St. Katharinen und zur Hilfeleistung für den Herrn Landesbischof beauftragt“. Er heiratete Anneliese Meyer, die Inhaberin der Agentur des Rauhen Hauses (später Evangelische Buchhandlung) am Jungfernstieg 50.

Seine Karriere in der Kirche begann: Im Januar 1957 wird Tuchel einstimmig in die freie Pfarrstelle an St. Katharinen gewählt und am 10. Februar durch seinen Förderer Landesbischof Hertrich in sein Amt eingeführt. Kurz vor Weihnachten 1957 wird den Tuchels ein Sohn geboren, den im April 1958 Bischof Hertrich in St. Katharinen auf den Namen Johannes taufte.

Sprecher 2

Eine Pastorenfamilie - wie aus dem Bilderbuch. So schien es. – Aber sechs Wochen nach der Taufe des Sohnes lag alles in Trümmern: die kirchliche Karriere, die Ehe, die Familie. Anscheinend war Tuchels gleichgeschlechtliches Begehren stärker. Stärker als alle Versuche, es durch Ehrgeiz und berufliches Vorankommen zu verdrängen oder hinter einer wohl-anständigen gutbürgerlichen Fassade zu verbergen. Dennoch gibt es Passagen in einer Rundfunkansprache, die in der Rückschau als Bekenntnis zu seiner Sexualität aufgefasst werden kann. Dort interpretiert Klaus Tuchel den Satz aus dem Glaubensbekenntnis „Ich glaube an die Auferstehung des Fleisches“ folgendermaßen: „Ein großer Teil der mönchischen Ethik beruht auf dem Gedanken von der Abtötung des Fleisches, und auch in unserem Gesangbuch können wir den Satz finden: 'Geht's der Natur entgegen, so geht's gerade und fein' [Gerhard Teerstegen: Kommt Kinder, lasst uns gehen, Gesangbuch Nr. 393]...[Aber] unser christlicher Glaube...ist längst nicht so leibfeindlich, wie die meisten anderen Religionen es sind...“.

Sprecher 1

Klaus Tuchel suchte Klappen auf und hatte Kontakt zu Strichjungen. Im Mai 1958 ist er deswegen auf der Davidwache befragt worden. Vermutlich ging es um einen Bagatelle-Verstoß gegen § 175. Mehr ist nicht bekannt. Denn über das, was geschehen ist, gibt es weder einen Bericht Tuchels noch einen Vermerk in den vorhandenen Polizei- und Justizakten. Auch in der Presse findet sich kein Bericht.

Möglich ist einerseits, dass Tuchel sich in einem Gespräch mit Bischof Hertrich offenbarte und dieser den jungen Pastor zum Rücktritt drängte. Doch das von Tuchel mehrfach erwähnte Gespräch ist im bischöflichen Kalender für 1958 nicht verzeichnet. Andererseits kann auch angenommen werden, dass sich Tuchel durch die polizeiliche Einvernahme bewusst geworden war, seinem selbstgesetzten hohen geistigen und geistlichen Anspruch auf Grund seiner gleichgeschlechtlichen Orientierung nicht

gerecht werden zu können und er deshalb in einer Kurzschlussreaktion rigoros und ohne Rücksicht auf sich und andere die Konsequenzen zog. Gestützt wird diese Sicht durch die Passage eines Briefes, den Klaus Tuchel im Juni 1954 an einen emeritierten Hamburger Theologieprofessor richtete. Darin heißt es: „die Gründe dafür, daß Luthers Lehre von der Totalität des menschlichen Sünderseins mir so einleuchtend erscheint, mögen im Existentiellen verwurzelt sein. Ich glaube nicht, daß ich auf die Dauer in Hamburg (oder sonst wo) in das Pfarramt gehen werde. Die theologische Besinnung scheint mir so vordringlich und die restaurativen Tendenzen unserer Kirchentümer so unerfreulich, daß meine Gedanken in jene Richtung gehen müssen“.

Sprecher 2

Am 26. Mai 1958 verzichtete er in einem Schreiben an den Landeskirchenrat zu Händen Bischof Hertrich auf sein Amt und alle damit verbundenen Rechte, womit er beruflich und wirtschaftlich wieder bei Null angekommen war.

Ob es Versuche gab, Tuchel als Pastor der Landeskirche zu halten, ist nicht bekannt. Der Brief eines Diakons an St. Katharinen mit herzlichen Segenswünschen und Grüßen auch von der dortigen Gemeindegewalterin vom 30. Juni 1958 und das positive Gutachten von Professor Thielicke vom 12. Dezember 1958 zeigen, dass die Brücken zwischen Tuchel und der Kirche zu diesem Zeitpunkt nicht abgerissen waren. Thielicke formuliert deutlich: Die „Verbindung von charakterlicher Integrität (ich drücke es bewusst so aus), wissenschaftlicher Fundierung, allgemeinem Bildungsniveau und formal künstlerischer Begabung geben mir die Möglichkeit, Herrn Tuchel wärmstens für eine verantwortliche Stellung zu empfehlen...“.

Sprecher 1

Doch der Bruch Tuchels mit seiner Biographie vertiefte sich und war nicht mehr zu heilen: Seine Familie war zerstört und 1959 wurde die Ehe geschieden. Ein Jahr arbeitete er als Buchhändler in Gelsenkirchen. 1960 wurde er in Düsseldorf zunächst wissenschaftlicher Mitarbeiter und später Geschäftsführer und Leiter der Abteilung Mensch und Technik im Verein Deutscher Ingenieure. Und er studierte nebenbei an der Universität Köln Philosophie, Soziologie und Psychologie. 1963 promoviert er zum Doktor der Philosophie und erhielt am 1. Januar 1969 einen Ruf als Professor für Philosophie und Pädagogik an der Pädagogischen Hochschule in Wuppertal.

Sprecher 2

Im November 1969 trat Klaus Tuchel aus der Kirche aus. 1971 starb er in Düsseldorf. Wie wir aus einem Zeitungsartikel entnehmen können, verfügte Klaus Tuchel in seinem Testament: „Was meine Beerdigung angeht, so verbitte ich mir die Mitwirkung eines kirchlichen Amtsträgers“.

Sein Sohn war zum Zeitpunkt seines Todes 14 Jahre alt. Familienleben hatte er nicht kennen gelernt; er wuchs im Internat auf. „Ich habe nur ein Weihnachtsfest im Familienkreis erlebt“, sagte er, „und da war ich 4 Tage alt“.

Aus: „Homosexuelle NS-Opfer nach 1945“, Sonderveranstaltung im Rahmen der Ausstellung „Neue Anfänge nach 1945? Wie die Landeskirchen Nordelbiens mit ihrer NS-Vergangenheit umgingen“ am 18.2.2016 in der Hauptkirche St. Jacobi, Hamburg.

Autor: Dr. Gottfried Lorenz